

HC Roth

**ALTER MANN
IM
SCHAUKELSTUHL**

Roman

1. Auflage 2019

Copyright 2019, Verlag TEXT/RAHMEN e.U., Wien

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Autorenporträt: Michael Marlovics

Schriftgestaltung: TEXT/RAHMEN, www.polenimschaufenster.com

Lektorat: Oliver Poschner

Umschlaggestaltung und Satz: Dominik Uhl

Druck und Bindung: Fabryka Druku Warszawa, www.fabrykadruku.pl

ISBN 978-3-9504773-6-8

Aus Umweltschutzgründen wurde auf eine Folie verzichtet.

HC Roth

**ALTER MANN
IM
SCHAUKELSTUHL**

Roman

Der Himmel über der Stadt ist zugezogen, obwohl die Stadt selbst schon lange keinen Zuzug mehr aufweisen kann. Die Wolken bilden eine Decke, dichter als Nachbarns Thujen-Hecke, dichter als der Vollbart des alternden Schäfers oben auf der herbstelnden Alm. Die Sonne selbst, dieses eitle, unnahbare Gestirn, schaut zwar immer wieder einmal vorbei, kommt gerne auf Kurzbesuch, auf Stippvisite sozusagen, bleibt aber nie lange im Ort vor Ort, zu trostlos ist das alles, zu armselig die ganze Kulisse hier, das ganze verdammte Szenario da unten. »Leider keine Lust auf diesen Ort«, sagt sie, die Sonne, und dann ist sie wieder weg, abgegangen wie ein Schauspieler nach dem letzten Akt, fortgefahren wie der Fernbus dem hastenden Touristen, abgehauen wie der frustrierte Nichtraucher-Vater, der an diesem regnerischen Donnerstag im November trotzdem Zigaretten kaufen geht, und überlässt den Wolken die Vorherrschaft über den Himmel hoch über der tristen, nahezu verlassen kleinen Stadt. »Wir kommen, um zu bleiben«, schreien sie laut hinaus, sprayen ihre Pa-

rolen an die Wand und setzen dieses Vorhaben auch sofort in die Tat um.

Die Dunkelheit, die sie mit sich bringt, die fröhliche Wolkenschar, taucht alles in ein noch düsteres, noch verwahteres, alles andere als fröhlich anmutendes Grau, als es hier ohnehin schon vorherrschend ist. Die dicht aneinandergereihten Häuserfronten, die dunkle Schatten auf die verstaubten Straßen und die verwinkelten Gassen werfen, die langsam dahinbröckelnde Altstadt, die mehr alt als Stadt ist und bald gar nichts mehr sein wird, weil sie zerfallen sein wird. Umrundet und abgerundet wird das alles von vereinzelt Bauernhöfen und verlassen Familienhäusern, deren Finanzierungskredit sich, Arbeitslosigkeit sei Dank, schnell in einen Pfändungsbescheid verwandelt hat. Über alledem thronet der monströse Berg mit seinen dem Arbeitsamt eifrig Kundschaft bescherenden, stillgelegten Minen und einsturzgefährdeten Schächten und den Steinwüsten, die einst Tagebau waren, die ihn umgeben. Farbe blättert von den Hauswänden unten in der Stadt und macht dem Schimmel oben an den Wänden Platz, der sich stattdessen dort wohnlich einrichtet. Fensterbalken sind zugeklappt, die Rollläden der Ladenlokale zugezogen. Wer noch hier lebt, etwas einkaufen muss und es sich auch leisten kann, fährt hinaus in den Supermarkt an der neu ausgebauten Umgehungsstraße – denn die Möglichkeit, diesen Ort umgehen, umfahren zu können, lässt der Staat sich das Geld kosten, das er in die Möglichkeit, etwas aus der Stadt hier zu machen, niemals investieren wollte – oder holt sich seine von hungernden

Kindern genährten Anzihsachen im Kleidungsdiscounter im nicht minder billigen Einkaufszentrum, das da so wie vor jeder Kleinstadt dieser Größe im Eiltempo von langzeitarbeitslosen Billiglohnkräften hochgezogen wurde. Du hast es gesehen und dich kein bisschen darüber gewundert, als der klapprige Bus dich vor wenigen Tagen zurück in die kleine Stadt hinter dem großen Berg gekarrt, dich da abgesetzt hat, wohin du niemals wieder zurückkehren wolltest.

Nun bist du aber wieder da und spazierst so durch die Gassen deiner Vergangenheit, ein kleines bisschen Wehmut ist da, doch, doch, du kannst es nicht leugnen, so gerne du es auch abstreiten würdest. Denn schließlich warst du hier und nur hier Kind, lerntest hier und nur hier Fahrrad fahren, sprechen, gehen und die Welt kennen, warst du hier und nur hier jugendlich, lerntest das Rauchen, das Trinken, das Küssen und ja, auch deine Unschuld hast du hier verloren, damals, an diesem kühlen Freitagabend im Oktober, draußen im Wald in dieser Hütte, an Verena, Veronika, Viktoria, so genau weißt du das heute nicht mehr. Du kannst dich nur an die Küsse erinnern, die Zärtlichkeit ihrer Zunge, deine Unbeholfenheit, die tollpatschigen Versuche, den Penis in die Vagina zu stecken, das hektische wie unsichere Auf und Ab und Rein und Raus, das viel zu frühe Ejakulieren und das wahnsinnig tolle Gefühl hinterher, dieses Gefühl, es endlich getan zu haben. Endlich, schließlich wart ihr doch schon fünfzehn, für das erste Mal vögeln viel zu alte fünfzehn. Sie war zwar nicht das Mädchen, nach dem du dich sehntest, dieses Mädchen

war ein anderes, und wenn du näher darüber nachdenkst, dann ist sie das noch heute. Dieses Mädchen, von dem du bislang nicht in Erfahrung bringen konntest, ob sie noch hier und ob sie denn überhaupt noch lebt. Dieses Mädchen, das dich einmal, ein einziges Mal küsste und das du danach natürlich wiedersehen wolltest, aber dennoch nie wiedersehen solltest. Dieses Mädchen, das deine Liebe hätte werden können, es immer noch werden soll, es aber niemals werden wird. Denn diese deine Geschichte ist leider keine Liebesgeschichte.

Das hier jedenfalls, das alles, das war mit oder ohne Liebe deine Welt, war dein Leben, du kanntest nichts anderes, woher auch, und daher macht dich das alles hier sehr traurig, und das auf nicht nur negative Art und Weise. »Ja, ich bin wehmütig«, sagst du, »aber hier leben, nein, danke«, singst du, »mach kaputt, was dich kaputt macht«, brüllst du und schleuderst einen Stein, der da so auf dem Boden liegt, gegen eine verbarrikadierte Gasthaus-Tür. Wer im Gasthaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen, wer draußen steht, kann das schon machen, denkst du dir. Niemand interessiert sich dafür, weil ja auch niemand da ist oder sich zumindest niemand zu erkennen gibt hinter all diesen fest verschlossenen Hauseingängen und Fensterläden. Seit etwa zwei Stunden irrst du nun hier herum und hast währenddessen kaum einen Menschen gesehen, und wenn doch, dann hat er dich ignoriert. Du bist jetzt ein Fremder, niemand kennt dich mehr, niemand interessiert sich für dich. Die, die dich einmal gekannt haben, deine ehemaligen Freunde, Bekannten, Verwandten,

Schulkollegen, sind, so hat es dir deine Schwester kurz nach deiner Rückkehr erzählt, bei Minenunglücken gestorben oder, wie so viele andere auch, weggezogen, nachdem die Bergwerke endlich geschlossen waren. Du kannst verstehen, warum sie alle gegangen sind, wie du irgendwie verstehen kannst, warum du selbst damals gegangen bist, auch wenn du den wahren Grund nicht mehr weißt, ja genau genommen nie wirklich gewusst hast. War da doch immer nur so ein bitteres, böses Gefühl, das dich immer irgendwie begleitet hat in all den letzten Jahren, das sich in deinen Knochen sesshaft gemacht hat wie der Tumor im sterbenden Krebspatienten, ein Gefühl, das da an dir nagt wie die blutsaugende Zecke in deinem Nacken.

Du kannst dich nicht an die Gründe dafür, schon aber an jenen Tag erinnern, als du deinen Koffer aus dem Keller kramtest, diesem dunklen, feuchten Keller, in dem keine Leichen und auch keine Kinder versteckt waren, soweit du weißt zumindest, schon aber dieser Koffer, in den du in Windeseile hektisch ein paar Klamotten und deinen Pass packtest. Du wusstest damals, dass es sein muss, dass es nicht anders geht, dass dazubleiben fatal wäre, für dich und alle, die du kanntest. Deine Mutter und deine Schwester schliefen in ihren Betten und dein Vater saß starr und reglos auf seinem Schaukelstuhl, so wie er es immer tat, seit Jahr und Tag. Anders kanntest und kennst du ihn nicht. Du kanntest und kennst nur diese armselige Hülle Mensch, diesen trostlosen Schatten seiner selbst, der seit Anbeginn deiner Tage auf diesem Schaukelstuhl saß und sitzt. Und du, du eilstest aus dem Haus, ohne dich

auch nur einmal umzublicken. Der klapprige Bus brachte dich über den großen Berg hinaus aus der kleinen Stadt. Ein langsamer Zug brachte dich aus einer etwas größeren Stadt in eine noch größere Stadt, von wo aus du einen schnelleren Zug in eine noch sehr viel größere Stadt bestiegst und ein gar nicht klappriger Bus deinen jungen Körper hinaus zum alten Flughafen chauffierte.

»Irgendwohin, egal wo, Hauptsache weit«, sagtest du zur jungen, so ungewohnt lebensfroh wirkenden Dame hinter dem Schalter und konntest nur schwer damit umgehen, konntest es nur schwer realisieren, nur schwer verarbeiten, wie sie dich anlächelte, kanntest du das doch kaum, dieses Lächeln, diese echt wirkende Freundlichkeit, gab es so etwas doch nicht in deiner sterbenden Kleinstadt. Geld spielte keine Rolle für dich, du hattest von deiner Mutter immer Taschengeld bekommen, aber nie eine Gelegenheit gehabt, es irgendwo auszugeben, wo auch in dieser toten Umgebung. Außerdem hattest du das Sparbuch deines Vaters geplündert, das da sorglos in einer Schublade im Küchenschrank gelegen hatte, Passwort dein Name, wie originell. Schlechtes Gewissen hattest du nie, warum auch, wofür sollte dieser leblose Haufen Nichts denn Geld brauchen? Du brauchtest es dringender, für deine Flucht aus dem alten in ein neues Leben. Und das Flugzeug flog wie ein Flieger, weil es einer war, und brachte dich ins Land der Tiger und Elefanten, der weiten Ebenen und der hohen Berge und der Mönche, mit denen du meditiertest und zu ergründen versuchtest, was genau damals eigentlich passiert war.

Fünfzehn Jahre alt warst du damals erst und jetzt, zwanzig Jahre später, bist du also zurückgekehrt. Zurück in die kleine, triste Stadt hinter dem großen, monströsen Berg. Zurück an die Stätten deiner Vergangenheit. Zurück an den Ort, an dem du auch sterben wirst oder zumindest aufhören zu existieren. Aber das weißt du jetzt noch nicht.

-2-

Alte, kleine Mopeds rasen durch enge Gassen, als wären sie neue, riesige 1500-Kubikzentimeter-Rennmaschinen und die Gasse mindestens ein Highway, besser noch eine Moto-GP-Piste, und sie, die braungebrannten, jugendlichen Fahrer, Anwärter auf die nächsten fünf Weltmeister-Titel. Einen Helm trägt hier niemand, warum auch, auf eine Schutzbrille für die Augen wird verzichtet, obwohl der aufgewirbelte Staub laut danach ruft. »Setz doch eine Brille auf«, ruft er, der Staub, »setz sie doch auf, die Brille, du ruiniert dir deine Augen, dann erblindest du und kannst niemals wieder Moped fahren, dann wirst du niemals Motorrad-Weltmeister, Rauchfangkehrer oder Postbote«, ruft er hinterher, doch wer hört schon auf ihn, den Staub, ist er doch nichts weiter außer eben Staub, und wenn der Mopedfahrer mit den vom Straßendreck tränenden Augen dann irgendwann gegen eine Wand knallt und der Arzt sagen wird »wir konnten nichts mehr für ihn tun«, wird er selbst zu solchem Staub, wird er selbst irgendwann irgendeinem Mopedfahrer die Sicht vernebeln, ihn gegen einen Baum krachen lassen und den Kreislauf seinen Lauf nehmen lassen.

Du hingegen sitzt auf keinem motorisierten Zweirad und kurvst nicht durch die Straßen, sondern parkst deinen immer älter werdenden, einst so jugendlichen, aber nie wirklich agilen Körper auf einer kleinen Bank aus altem, brüchigem Holz, versuchst das Treiben auf den Straßen, das dich zu solch düsteren »Asche-zu-Asche-Staub-zu-Staub«-Gedanken verleitet, weitgehend zu ignorieren und schaut hinaus auf das Meer. Denn das Meer ist der Grund deiner Anwesenheit hier. Das Meer und nur das Meer. Du willst dem Meer nahe sein und du willst es immer sehen können. Mehr willst du nicht. Mehr als das Meer und diesen Moment. Diesen einen Moment, in dem die Sonne auf dich hinabscheint, ihr Spiegelbild auf der klaren Wasserdecke tanzen lässt, keine Wolke weit und breit zu sehen ist, weil sie wohl Ferien haben, die Wolken, oder Mittagspause. Kinder plantschen in der Brandung, manchmal taucht eines unter und nicht mehr auf, doch wen kümmert das schon, das Leben ist schließlich schön, das Leben ist geil, weil ja die Sonne scheint, außerdem ist Urlaub und Süditalien nur einmal im Jahr. Außer für dich halt, denn du lebst hier nun schon seit einiger Zeit, für dich ist immer Süditalien, immer und zu jeder Zeit. Indien hast du hinter dir gelassen, irgendwann hast du gesagt, es reicht jetzt, das war nun lange genug, war es ein Jahr, waren es zwei, du weißt es nicht mehr so genau, du hast kaum mehr Erinnerungen an diese Zeit, weil du meist in dir drinnen warst und nicht draußen im Land, draußen im Leben, drinnen in den Städten. Außerdem warst du zugehörig mit allem, was du kriegen konntest, und du

konntest vieles kriegen, so viel, dass du ansonsten nichts mehr mitgekriegt hast. Dann die Jahre in Marokko, der kleine Obststand, den du am Markt betrieben hast, und die Abende mit der Wasserpfeife, die Monate des Nichtstuns und des Sich-selbst-immer-noch-nicht-ganz-gefunden-Habens in der Wüste. Der Wald in Alaska, in dem du dich von rohen Fischen und selbst erlegtem Kleinwild ernährt hast, dort in dieser Hütte aus selbst gefällten Bäumen, eingehüllt in die Felle der Tiere, die du immer und immer wieder gegessen hast und danach nie wieder essen konntest. Das Fahrradgeschäft in Amsterdam und das sommersprossige Mädchen in Irland, das du auf deine ungeschickt weltfremde Verlorene-Seele-Art halt irgendwie geliebt und dann aber doch wieder verlassen hast, nachdem einer deiner Samen und eine ihrer Eizellen sich dachten, man könne ein Kind werden, wenn auch nur ein kleines, ein Baby sozusagen, für den Anfang halt. Die Bergtour in Nepal, während der du fast gestorben wärst, weil du dir den Sherpa nicht mehr leisten konntest und damit die Ausrüstung, das Know-how und die Sauerstoffflaschen, die er mit sich brachte. Das kleine Hausboot auf diesem schwedischen See, der Waldbrand, den du in Kalifornien beinahe ausgelöst hättest, weil du bekifft mit glühenden Augen und noch glühenderem Joint in den Wäldern um San Francisco eingeschlafen bist. Ja, du hast viel erlebt in den letzten zwanzig Jahren und nur wenige Tage bevor du wehmütig, damals weggegangen zu sein, und froh, alles hinter dir gelassen zu haben zugleich, durch die tristen Straßen deiner Geburtsstadt wanken wirst, sitzt du also in

dieser kleinen, verschlafenen Hafenstadt irgendwo in Süditalien an der Mole, rauchst eine Zigarette, trinkst ganz passablen Traubensaft aus einer Thermosflasche, da du den sicherlich guten Rotwein mittlerweile verschmähst, und erfreust dich an der Sonne, die da scheint und die du wenige Tage später schmerzlich vermissen wirst.

Du sitzt so da, denkst an nichts und schon gar nicht an etwas Böses, als dir jemand unvermittelt fester und stürmischer, als der Anlass es erfordern würde, von hinten auf die Schulter klopft und dir in schnellem Italienisch verrät, dass da jemand für dich am Telefon sei. Es ist dein Gastwirt, dein Herbergsvater, dessen bescheidenes Pensiönchen, nur wenige Meter von deiner Bank auf der Mole hier entfernt, dir in den letzten neun Monaten Unterschlupf gewährt hat, deine Heimat gewesen ist, der dir hier auf seine südländisch temperamentvolle Art das Telefon in die Hand drückt. Erst denkst du, das Kind wäre da und du müsstest wohl wieder untertauchen, dann denkst du, das kann gar nicht sein, denn niemand weiß, wo du bist, und niemand kann diese Nummer hier haben, ein eigenes Telefon hast du nämlich nie besessen und willst du auch nie besitzen. Denn ein Telefon bedeutet Bindung. Bindung an einen Vertrag und Verbindung mit der Außenwelt und anderen Menschen, und wenn du etwas so gar nicht willst, dann ist es, dich zu binden oder etwas zu entbinden, das du gezeugt hast.

Du nimmst das Telefon in deine rechte Hand, schwenkst mit der linken die Flasche mit dem Saft und nimmst schnell noch einen Schluck, bevor du fragen

wirst, wer dich hier sprechen will und warum er oder sie verdammt noch einmal weiß, wo du bist. Währenddessen schieben sich, so plötzlich und unerwartet auftauchend wie der Ehemann beim Schäferstündchen mit der Geliebten, dunkle Wolken vor die Sonne. »Hau ab, Sonne«, rufen sie, »dieser Moment ist nicht für dich gemacht, dieser Moment erfordert Dunkelheit und Düsternis«, und schon färbt sich alles schwarz ein, die ganze Kulisse, das ganze Szenario. Das Meer wird schwarz, der Himmel, der kleine Sandstreifen neben dem Steg, Kinderstimmen verstummen, selbst Vögel und Flugzeuge stellen ihre aktuelle Flugtätigkeit ein, die Mopedfahrer kommen plötzlich zur Ruhe. Es ist, als hätte irgendjemand, irgendeine dunkle Macht die Zeit angehalten, und nur du bist ausgeschlossen von diesem Stillstand, nur du bist handlungsfähig.

»Hallo«, sagst du, »sie ist tot«, sagt eine leise, aber sehr tiefe, irgendwie beängstigende, irgendwie bedrohliche Stimme. Eine Stimme, die du nicht zu kennen glaubst, die dir aber dennoch einen Schauer über den Rücken laufen lässt, die irgendwo in deinem Unterbewusstsein etwas auslöst, das sich nicht gut anfühlt. Du brauchst auch überhaupt nicht nachzufragen, wer tot sei, denn du weißt es sofort, in dem Moment, in dem du es hörst, weißt du, um wen es sich handelt. »Wer ist da?«, fragst du aber dennoch. »Das tut nichts zur Sache«, sagt die Stimme. »Woher wissen Sie, wo ich bin?«, fragst du. »Das tut nichts zur Sache«, sagt die Stimme. »Woher haben Sie verdammt nochmal diese Nummer?«, fragst du. »Das tut nichts zur Sache«, sagt die Stimme. »Warum rufen Sie mich an und

nicht meine Schwester?«, fragst du. »Das tut nichts zur Sache«, sagt die Stimme. »Woran und wann ist sie eigentlich gestorben?«, fragst du weiter. »Das tut nichts zur Sache«, sagt die Stimme. »Und was tut dann etwas zur Sache«, brüllst du in das Telefon. »Dass du auf der Stelle zurückkommst, dass du sofort nachhause kommst«, sagt die Stimme.

Und dann erstarrst du. Bist nicht fähig, zu sprechen. Bist nicht fähig, dich zu bewegen. Bist kaum fähig, zu atmen. Bist kaum fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Fühlst dich nicht dazu fähig, weiter zu existieren. Hast das Gefühl, dich in Luft aufzulösen und auf der Stelle zu verschwinden. Es wäre dir das Liebste, würde genau das passieren. Denn du willst nicht an diesen Ort zurück, der früher einmal dein Zuhause war. Niemals wieder. Niemals wieder. Niemals wieder.

-3-

Du glaubst nicht, dass du wiederkommen wirst. Was du traurig und auch schade findest, denn du wolltest hier eigentlich nicht mehr weg, niemals wieder. Du hast ihn lieb gewonnen, diesen Ort, von allen Stationen deiner exakt zwanzig Jahre währenden Reise war dies der Punkt, an dem du schon nach wenigen Tagen sagen konntest: »Hier werde ich bleiben, hier werde ich alt, hier werde ich irgendwann einmal aus irgendeinem Grund sterben, hier und nirgendwo anders.« Dein kleines Kämmerchen in der nicht minder kleinen Pension des auch nicht sonderlich

groß gewachsenen, nicht mehr allzu jungen, aber dennoch vor Energie und südländischem Feuer sprühenden Italiener, dem du jetzt sein Schnurlostelefon zurückgibst und bei dem du dich für alles bedankst, hat dir immer gereicht, du brauchst keine Villa, kein Strandhaus, noch nicht einmal eine eigene Wohnung. Du hattest hier deinen Blick auf den kleinen Strand mit der stets leichten Brandung, daneben gleich die Mole und den kleinen Hafen mit seinen Fischernusschalen und den vereinzelt Segelbooten. Fähren und Touri-Boote kommen hier nicht vorbei, Touristen selbst nur in äußerst überschaubarem Maße, rotgesichtige Sauf-Touris gar nicht, viele Hotels gibt es nicht, und die, die es gibt, sind vielmehr kleine, liebevoll geführte Herbergen mit Charme und keine kapitalorientierten Bettenburgen mit Schimmel. Einen Campingplatz gibt es nicht, aber diesen kleinen Markt, der so verschlafen ist wie der ganze Ort hier, und das auf eine positiv-idyllische und nicht so frustrierend-bedrückende Art und Weise wie deine Geburtsstadt. Von all den Moped-Jugendlichen mit ihren auffrisierten Abgasschleudern einmal abgesehen. Aber die kannst du meist ausblenden, außerdem gehören sie irgendwie halt auch zu diesem Ort. Gelegentlich hast du ausgeholfen, dem Wirt Zitronen vom Markt geholt oder andere Erledigungen verrichtet, hier den Laufburschen gegeben, da den Kofferträger, dort den Privatchauffeur, um dir dein bescheidenes tägliches Leben einzurichten. Du brauchtest nie viel an diesem Ort, so wie du nie viel brauchtest in deinem Leben. Geld, schicke Kleidung, Auto, einen Flachbildfernseher, ein smartes Telefon, all

das hatte nie Bedeutung für dich und jetzt, hier im Süden Italiens, noch viel weniger.

Und nun bist du völlig überraschend und ungeplant im Begriff, dieses Leben hinter dir zu lassen, dein bescheidenes Hab und Gut in den Koffer aus dem Keller zu werfen, der dir nun seit zwanzig Jahren ein treuer Begleiter ist, und zurück an den Ort zu gehen, den du Heimat nennen solltest, aber eben nicht so nennen kannst. Nie so nennen konntest. Eher ist dir jener Ort hier in dieser doch recht kurzen Zeit eine Heimat geworden. Zurückkommen wirst du wohl trotzdem nicht, wie du auch deinem Pensionswirt erklären musst. »Ich bereise jeden Ort auf dieser Welt nur einmal«, erklärst du dem nun weinenden alten Mann mit dem weißen Haar, dem dichten Schnurrbart im Gesicht und dem schwarzen Schnurlostelefon in der Hand. »Wenn ich einmal gegangen bin, kann ich niemals wieder kommen, es geht einfach nicht, darf einfach nicht sein«, erklärst du ihm. Warum, wissest du selbst nicht so genau, es sei einfach so, fügst du hinzu, es sei eben so ein Gefühl, so ein dringliches, nicht zu unterschätzendes, nicht zu unterdrückendes Gefühl, merkst du an, in dem Bewusstsein, dass du gerade im Begriff bist, ebendiese selbst auferlegte Regel zu brechen, genau dieses so dringliche Gefühl zur Seite zu schieben. Dass du an den Ort zurückkehren wirst, an den du am allerwenigsten von all den vielen wunderbaren Orten dieser dennoch tristen, traurigen Welt zurückkehren wolltest. Warum du das tust, weißt du selbst nicht, denn auch dieser Todesfall ist dir eigentlich nicht wichtig genug, um dein Versprechen an dich selbst zu brechen.

Irgendetwas, irgendeine dunkle, böse Macht zieht an dir und stößt dich unsanft in Richtung deiner Vergangenheit. Brüllt dich nicht an, aber flüstert bedrohlich, dass du da verdammt noch einmal hingehen sollst, hingehen musst.

Du packst deine Siebensachen, umarmst den Wirt und seine sechs Töchter, mit fünf von ihnen hattest du Sex, nimmst den Koffer in die Hand und gehst in den Hafen hinein, die Mole entlang, besteigst ein Boot, das da schon auf dich und nur auf dich zu warten scheint, und fährst damit davon.

-4-

Ein Schlag. Ein zweiter. Ein dritter. Ein vierter. Ein fünfter. Deine Hand hämmert immer und immer wieder gegen die robuste, alte Holztür, die das stets von der Familie alleine bewohnte, eigentlich viel zu große Stadthaus deiner Eltern vor Dieben, Huren und Taugenichtsen bewahren soll, was aber überflüssig ist, da es in dieser Stadt längst keine Diebe, Huren und Taugenichtse mehr gibt. Die sind alle geflüchtet, haben die Tristesse hinter sich gelassen, sind zu neuen, spannenderen Ufern aufgebrochen oder einfach gestorben. Sterben war hier immer schon der schnellste und einfachere Ausweg. Eine Drogensucht war nicht zu bewerkstelligen, da hier, hinter dem Berg, bei allem guten Willen einfach keine Drogen aufzutreiben waren. Alkoholismus hingegen stand ohnehin auf der Tagesordnung, bekam also nicht viel Beachtung geschenkt, damit konnte man hier längst niemanden mehr schocken,